

Zukunft der wissenschaftlichen Bibliotheken

Autor(en): **Lienemann, Wolfgang / Barth, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden
= Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université**

Band (Jahr): **40 (2014)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-893819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zukunft der wissenschaftlichen Bibliotheken

Ein Interview mit Robert Barth*

Wolfgang Lienemann (WL): Herr Barth, Sie haben Geschichte, Literatur und Kirchengeschichte studiert und 1981 in Zürich promoviert, waren von 1988 bis 2005 Direktor der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern und anschliessend Professor für Bibliotheksmanagement an der HTW Chur. Was waren die grössten Einschnitte in dieser Zeit in der Entwicklung des Bibliothekswesens in der Schweiz (und jenseits der Schweiz)?

Robert Barth (RB): Wie in sehr vielen anderen Domänen war die Einführung der Informatik der zentrale Einschnitt im Bibliothekswesen. Dabei lassen sich zwei Hauptetappen unterscheiden:

Zuerst handelte es sich um Verwaltungsfunktionen, d. h. die Kataloge und später die Ausleihe wurden EDV-gestützt ausgeführt. In der Schweiz beginnt dieser Prozess in den siebziger Jahren an der Bibliothèque cantonale et universitaire Lausanne und an der ETH Zürich.

In einer zweiten Phase, mit der Ausbreitung des Internets ab 1995, stellten Bibliotheken immer mehr auch Inhalte in digitaler Form zur Verfügung. Dabei handelte es sich zuerst um «Fremdprodukte», also z.B. um Datenbanken und Zeitschriften, die sie eingekauft oder deren Nutzungsrechte sie erworben hatten; vor etwa zehn Jahren gingen aber auch die Schweizer Bibliotheken dazu über, grössere Teile ihrer eigenen Bestände retrospektiv zu digitalisieren. Anfangs waren es vor allem Zeitungen, heute gibt es z.B. innerhalb des Gesamtprojekts «e-lib.ch» ein breites Spektrum an Rara und wissenschaftlich relevanten Materialien, die eingescannt werden.

Das wichtigste Ergebnis der letzten 20 Jahre ist aber sicher die Tatsache, dass Bibliotheken ihr Informationsmonopol verloren haben. Sie stehen der Konkurrenz von mächtigen kommerziellen Unternehmen gegenüber: z.B. Google für die Recherche, Google Books und Amazon für die Diffusion von Information.

WL: In diesem Heft des «Bulletin» stehen die «Digitalisierung» und der «Open Access» im Vordergrund. Die «Berliner Erklärung» von 2003 haben inzwischen (Stand 01.05.2014) 478 wissenschaftliche Institutionen weltweit unterzeichnet, darunter etliche Universitäten in der Schweiz und der Schweizer Nationalfonds (SNF).¹ Welche mittel- und langfristigen Folgen für die Bibliotheken erwarten Sie?

RB: Die Folgen sind schon da, wie die Reaktionen von Schweizer Verlegern auf die Politik des SNF zeigen... Aber weder Open Access noch die Digitalisierung kann man aufhalten!

Lassen Sie mich ausholen und den Übergang in die digitale Welt, den wir erlebt haben und dessen Bedeutung man für die Geistesgeschichte nicht hoch genug veranschlagen kann, in die Reihe von wissenschaftsgeschichtlichen Ereignissen stellen, die ebenso grundlegend waren.

1. Platon wird nachgesagt, dass er für die orale Vermittlung von Wissen eingestanden sei, während Aristoteles die Verschriftlichung gefördert habe. Auch wenn dies umstritten ist, so finden wir in der griechischen Antike Wurzeln unseres Wissenschaftsbetriebs, der auf der schriftlichen Fundierung und Tradierung beruht. Die Verbreitung schriftlich fixierter Gedanken wurde jedoch massiv eingeschränkt durch die langsame «Technik» der Verschriftlichung: die Handschrift.
2. Kurz vor 1450 hatte Johannes Gutenberg erste Erfolge mit dem Druck unter Verwendung von beweglichen Lettern. Damit beschleunigte er die Produktion von Schriftgut und mehr Menschen konnten erreicht werden. Einschränkend wirkten noch die unverändert geringe Transportgeschwindigkeit zur Verbreitung der Bücher und die sehr beschränkte Zahl der Lesefähigen. Grosse gesellschaftspolitische Folgen hatte die Erfindung freilich erst ein gutes halbes Jahrhundert später, mit den Flugschriften und Büchern der Reformationszeit.
3. Fast genau 500 Jahre danach, in den 1940er Jahren entstanden erste Computer. Es dauerte dann ebenfalls einige Jahrzehnte, bis diese Erfindung Auswirkungen auf die breite Bevölkerung zeigte. Mit der

* Niggitalrain 1, 8630 Rüti ZH.

E-mail: robert.barth@bluwin.ch

skype: roby.barth



Robert Barth, Dr. phil., geboren 1952, studierte Geschichte und Germanistik. 1987–88 Leiter der Hauptbibliothek der Universität Zürich. 1988–2005 Direktor der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern. 2005–2012 Prof. für Bibliothekswissenschaft und Studienleiter des Bachelorstudiums Informationswissenschaft an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Chur.

¹ Den Wortlaut (in dreizehn Sprachen), die Namen der Signatoren, das einschlägige «mission statement» der Max-Planck-Gesellschaft sowie die Positionen der anderen grossen deutschen Wissenschaftsorganisationen findet man unter: <http://openaccess.mpg.de/Berliner-Erklärung> (15.06.2014)

Wissensverbreitung in digitaler Form stiess man in Bezug auf die Informationsträger, auf die Geschwindigkeit der Verbreitung und auf die Zahl der Empfänger nochmals in völlig neue Dimensionen vor. (Eingeschränkt bleibt die Nutzung nur durch die Lesefähigkeit, die technische Infrastruktur zur Verwendung des Internets und die Zensur.)

Bei allen diesen Umbrüchen gab es Opposition: In der Antike mit dem Wunsch, an der Diskussion, an der mündlichen Wissensverbreitung festzuhalten; im Spätmittelalter mit der Vorstellung, nur durch die Handschrift könne sich die göttliche Inspiration ausdrücken und gegenwärtig mit dem Festhalten an Informationsträgern mit haptischen Qualitäten.

Die Informationsverbreitung in digitaler Form ist im Wissenschaftsbetrieb aber bereits die dominierende Form. Wissenschaftliche Universalbibliotheken geben heute mehr Mittel aus für elektronische als für Printmedien aus. In den STM-Disziplinen (Naturwissenschaft, Technik, Medizin) ist die digitale Form völlig selbstverständlich. Der Nachvollzug in den Geisteswissenschaften geht langsamer vonstatten.

Archivierende Bibliotheken werden deshalb auf absehbare Zeit hybrid bleiben – mit einem Print- und einem stärker wachsenden digitalen Teil. Heute glaubt man noch, dass es nicht möglich sein wird, das gesamte gedruckte Weltwissen in digitale Form zu überführen. So hat denn auch die British Library ein grosses Aussendepot für Druckmedien eingerichtet, ähnliches planen einige Deutschschweizer Hochschulbibliotheken. Diese «Auslagerung» von historischem oder wenig genutztem Schriftgut bringt den Paradigmenwechsel vom Druck- zum Digitalzeitalter bei den Bibliotheken auch äusserlich zum Ausdruck.

WL: Manche meinen: «Der Ruf nach Open Access ist zusätzlich durch die Kostenentwicklung für wissenschaftliche Fachzeitschriften motiviert, die zur sogenannten Zeitschriftenkrise geführt hat. Von Open Access versprechen sich viele Unterstützer neben der erweiterten Zugänglichkeit auch eine preisdämpfende Wirkung.»² Tatsächlich gibt es besonders bei etlichen naturwissenschaftlichen und medizinischen Zeitschriften eine ungeheure Preisexplosion und die Bibliotheken müssen einen immer grösseren Teil ihres Anschaffungsetats für E-Journals ausgeben, wenn sie nicht sogar gezwungen sind, Abos zu kündigen. Wohin kann diese Entwicklung führen?

RB: Bereits in den 1990er Jahren mussten wir in der damaligen Stadt- und Universitätsbibliothek Bern etwa im Zweijahresrhythmus an die naturwissen-

schaftlichen Institute herantreten und sie darauf aufmerksam machen, dass wir nicht mehr alle ihre Zeitschriften bezahlen konnten, sollte es nicht zu einer Benachteiligung der Geisteswissenschaften kommen. Unser Anschaffungskredit konnte nicht mit den rasant steigenden Preisen der STM-Zeitschriften mithalten. Dass diese Preissteigerungen bei börsennotierten Grossverlagen im Zeitalter der digitalen Informationsversorgung unverändert weiter gehen, ist ein Skandal. Denn die Produktion und vor allem die Verbreitung der elektronischen Zeitschriften sind billiger geworden. – Kein Wunder macht Elsevier rund 700 Mio. Euro Gewinn pro Jahr. Die Entwicklung führt zu einer Ausdünnung der Bestände und zur Reduktion von Arbeitsgrundlagen der Wissenschaftler einer Universität. Manche müssen dann umständliche Wege zur Beschaffung von einzelnen Artikeln beschreiten.

WL: Mehrere Beiträge in diesem Heft erörtern die Probleme des «Open Access». Offenkundig sind die vorherrschenden Sichtweisen der Wissenschaftsverwaltung, die Interessen der Verlage, der Wissenschaftler in den unterschiedlichen Disziplinen und der wissenschaftlichen Bibliotheken im Blick auf die neuen digitalen Möglichkeiten nicht kongruent. Was erwarten Sie in Zukunft vom Open Access, wie ihn die Forschungsinstitutionen der EU und die nationalen Wissenschaftsorganisationen wie der SNF allgemein verbindlich durchzusetzen versuchen?

RB: Es gibt den bekannten Ausspruch, wonach die Öffentlichkeit bis zu viermal an eine wissenschaftliche Publikation zahlt, wenn der Verfasser an einer Universität angestellt ist: 1. für das Gehalt des Autors beim Schreiben der Studie, 2. bei seiner Tätigkeit als Gutachter (Peer) eingegangener Artikel für eine Fachzeitschrift, 3. für Druckbeiträge und 4. für den Ankauf der Publikation durch die Bibliothek.

Es ist absolut gerechtfertigt, wenn die Universitäten und der SNF verlangen, dass Forschungsergebnisse, die mit öffentlichen Geldern gefördert wurden, frei zur Verfügung stehen - spätestens nach einer Embargozeit von wenigen Monaten. Dies muss der Standard sein. Soweit ich sehe, stehen die Bibliothekare dieser Entwicklung positiv gegenüber. Einige verkünden schon stolz, dass ihre Printbestände nicht mehr wachsen, sondern sogar schrumpfen, weil sie auf das digitale Angebot setzen.

Freilich wird es nicht ohne Veränderungen beim traditionellen Druck- und Verlagsgewerbe gehen. Dieser Prozess dauert hier ja nun schon mehrere Jahrzehnte an. Immerhin haben sich viele unter ihnen auch im digitalen Zeitalter behaupten können, auch wenn viele Berufe in diesem Bereich schon verschwunden sind: Schriftsetzer, Metteure, Fotolithographen.

² Siehe «open access policy der Max-Planck-Gesellschaft»: <http://openaccess.mpg.de/3544/Positionen> (15.06.2014).

Doch andere, anspruchsvollere kamen dazu: Informatiker, Webdesigner, Medientechniker.

Ein anderer Aspekt noch, der bei uns wenig angesprochen wird: Manche Universitätsbibliotheken in der sogenannten 3. Welt sind nicht in der Lage, ausländische Zeitschriften zu bezahlen. Open Access gibt Studierenden dort die Möglichkeit, am wissenschaftlichen Fortschritt teilzunehmen.

WL: Anscheinend verläuft die digitale Revolution in den Feldern von science, technology, and medicine (STM) ganz anders als in den Sozial- und Geisteswissenschaften. Die Formen der Kommunikation und Publikation waren in diesen Bereichen schon lange sehr unterschiedlich, und ich habe starke Zweifel, ob die administrativ geförderte Annäherung im Zeichen von digital humanities für die Letztgenannten wirklich förderlich ist. Was sind die wichtigsten Errungenschaften, aber auch Gefahren der Digitalisierung für diese?

RB: Wenn man unter *digital humanities* computerunterstützte Forschung innerhalb einer Disziplin, etwa der Linguistik, versteht, so ist das für mich ganz normale Forschung mit neueren technischen Hilfsmitteln.

Wenn Sie damit die Informationsverbreitung und -speicherung in den Geisteswissenschaften meinen, so sehe ich für die unmittelbare Nutzung fast nur Vorteile. Bei der langfristigen Speicherung sind zwar noch nicht alle Fragen gelöst, die Probleme sind aber überwindbar.

Persönlich bin ich dankbar für jeden benötigten Artikel, jedes Buch, das ich entweder aus dem Netz oder in der Bibliothek für mich *bleibend* herunterladen kann und nicht nach Monatsfrist zurückgeben muss. Zudem kann ich darin mit Stichwörtern suchen. Ich kann damit unterwegs arbeiten, kann Seiten und Darstellungen vergrössern, etc. – Wer das Haptische eines wissenschaftlichen Buches liebt und es gerne physisch auf dem Gestell hat, fühlt sich allenfalls benachteiligt.

Sicher spielt bei den Geisteswissenschaften das Buch eine grössere Rolle als bei den STM-Disziplinen. Bekanntlich geht aber auch bei ersteren der Trend in Richtung kapitelsweiser Nutzung. Schade nur, dass die E-Bücher ganz selten einen Mehrwert gegenüber der Printausgabe bieten. Es handelt sich fast immer um 1:1-Wiedergaben eines gedruckten Textes. Dabei wären zusätzliche Grafiken, Bilder, Filmsequenzen und Links möglich.

Für die Bibliothek hat die Ausleihe – oder «Onleihe» wie sie auch genannt wird – von elektronischen Medien den Vorteil, dass sie entschieden weniger Arbeit mit sich bringt. Selbst wenn sich die Benutzer von Printmedien heute im Freihandgestell selbst bedienen und mit Hilfe der Radiofrequenz-Technologie

selbständig ausleihen, das Rückstellen und allfällige Mahnen bleibt bei der Bibliothek.

WL: Wäre es nicht angezeigt und möglich, wenn die Universitätsbibliotheken zumindest in der Schweiz versuchen würden, den Verlagen als gemeinsamer Nachfrager (Campus Schweiz mit einer gewissen «Marktmacht») gegenüber zu treten? Was hindert sie daran?

RB: Es wäre angezeigt und möglich...und wurde mit einer internationalen Boykottbewegung gegen Elsevier auch schon erprobt. Im März hat die Universität Konstanz den Verzicht auf Elsevier-Journals bekannt gegeben. Grundsätzlich gibt es ja das Konsortium der Schweizer Hochschulbibliotheken, das im Auftragsverhältnis Datenbanken, E-Zeitschriften und E-Bücher beschafft. Die Interessen von Bibliotheken, Forschenden und anderen Nutzern sind allerdings schwierig zu koordinieren. Es ist nicht einfach, Forschenden beizubringen, dass sie vorläufig auf eine für sie zentrale Zeitschrift verzichten müssen und andere Wege der Artikelbeschaffung einschlagen müssen. Vermutlich ist auch die Marktmacht der Schweiz nicht gross genug und ein Zusammenschluss deutschsprachiger Universitätsbibliotheken wäre notwendig.

WL: Könnten Wissenschaftsorganisationen wie der Schweizerische Nationalfonds auf die finanzielle Gestaltung von Open Access Einfluss nehmen, oder stehen sie den Grossverlagen hilflos gegenüber?

RB: Die aktuell eingeschlagene Politik des Nationalfonds, die digitale Veröffentlichung zu fördern, zeigt, dass er in Bezug auf Open Access durchaus Einfluss nehmen kann und will. Nach meiner Kenntnis bestimmt er aber nicht, wo publiziert wird.

WL: Wie steht es bei E-Books und Online-Journals mit den Rechten der Autorinnen und Autoren?

RB: Ob gedruckte oder digitale Veröffentlichung: Die Rechte der Autorinnen müssen gewahrt bleiben. Ich sehe da keinen Unterschied.

WL: Wissenserschliessung, Informationskompetenz, Forschungsdatenmanagement, Repositorien, Retrodigitalisierungsplattformen usw. sind Stichworte, die in zahlreichen Beiträgen zur Zukunft der Bibliotheken und zum Open Access ständig begegnen, auch in diesem Heft. Selten bis nie ist hingegen von Beziehungen zwischen Schreibenden und Publizierenden einerseits, Leserinnen und Lesern, Kommentierenden und Kritikern andererseits, kurz: vom Lesen, Verstehen und Nachdenken die Rede. Information aufgrund von Forschungsdaten und Interpretation von Dokumenten

und Gedanken konstituieren nach meinem Verständnis erst gemeinsam eine kritische Wissenschaft. Wie wird es in der digitalen Bibliothek der Zukunft mit ihren ungeheuren Datenfluten noch möglich sein, sich denkend zu orientieren und sich seines eigenen Verstandes kritisch und selbstkritisch zu bedienen?

RB: Bibliotheken stehen im Dienste der Nutzer und sollen deren Bedürfnisse möglichst gut erfüllen. Sie schaffen Voraussetzungen für das Lernen und das wissenschaftliche Arbeiten. Physisch geschieht dies durch Arbeitsplatzangebot, inhaltlich durch die Auswahl von Medien für Ihre Nutzer. Die Selektion von Informationen bleibt auch im digitalen Bereich eine Hauptaufgabe; dies gilt für E-Bücher, E-Zeitschriften, Datenbanken und Links. Es ist also die Aufgabe der Bibliothek aus der Flut von Informationen eine qualitätsorientierte Auswahl zu treffen.

Vermehrt beziehen sie die Nutzer auch ein. So schon bisher die Möglichkeit von «Benutzervorschlägen» bestand, bieten wissenschaftliche Bibliotheken immer häufiger das Instrument der Patron Driven Acquisition (PDA) an. Ohne dass es die Benutzer wissen, weisen Bibliotheken im Katalog elektronische Bücher nach, die erst gekauft werden, wenn sie genutzt wurden. Bibliotheken gehen heute aber auch stärker auf die Kunden zu. Sie bieten z. B. Kurse zur Informationskompetenz an und wollen dies auch fachspezifisch und innerhalb von bestimmten Lehrveranstaltungen tun. Hier fehlt es manchmal noch an der Akzeptanz bei den Lehrenden.

WL: Ich habe im universitären Unterricht den starken Eindruck gehabt, dass die zunehmende Verwendung von Fotokopien statt originalen Zeitschriften und Büchern eine gewisse Flüchtigkeit der Lektüre zur Folge gehabt hat (ich kann mich freilich irren). Könnte sich das durch noch mehr Bildschirm-Lektüre ändern – in welcher Richtung immer?

RB: Untersuchungen zur Nutzung von E-Büchern zeigen, dass die Leser die Werke meist kurze Zeit und ausschnittsweise nutzen. Ich möchte das aber nicht werten. Darin kann man durchaus auch ein gezielteres Arbeiten sehen, indem man z. B. mit einer Wortsuche schnell zu den relevanten Passagen kommt, was bei einem gedruckten Buch schwieriger ist.

WL: Inwiefern haben diese Entwicklungen auch das Berufsbild der Bibliothekarinnen und Bibliothekare verändert? Werden die Informationstechniker die Bibliothekare «überholen»? Auf welche Qualifikationen und Weiterbildungen wird es hier in Zukunft ankommen?

RB: Vorab dies: In der Schweiz ergreifen heute eindeutig zu wenig junge Menschen ein informations-

wissenschaftliches Studium auf Bachelorstufe – trotz besten Berufsaussichten. Wir sind immer stärker auf Fachkräfte aus dem Ausland angewiesen. An der Hochschule für Technik und Wirtschaft Chur wird der Studiengang 2014 erstmals nur mit einer Klasse geführt. Die Gründe sind unklar. Möglicherweise liegt es am diffusen Berufsbild. Auf der einen Seite benötigen wir Fachleute in öffentlichen Bibliotheken, die den Benutzern aller Altersstufen bei ihren Lesebedürfnissen beratend zur Seite stehen, auf der anderen Seite braucht es einen neuen Typ «Bibliothekar», der über sehr gute technische Kenntnisse verfügt und elektronische Medien einkauft, ins eigene System einbindet und verwalten kann. Mit anderen Worten: die heute an den Fachhochschulen Genf und Chur ausgebildeten Fachleute sind bereits «Informationstechniker», wie Sie sie nennen. Sie können Webseiten gestalten, Datenbanken verwalten, Informationskompetenz vermitteln u.s.w. Letztlich ist der Beruf viel spannender und anspruchsvoller geworden und verlangt eine kontinuierliche Weiterbildung vor allem auf technischem Gebiet.

WL: Wenn Sie heute die Leitung einer angesehenen Universitätsbibliothek übernehmen würden: Was wären Ihre wichtigsten Leitvorstellungen für die nächsten 20 Jahre (einmal abgesehen von den Finanzen)?

RB (lacht): Als frisch Pensionierter bin ich diese Sorge los... Ich greife nur zwei zentrale Zielsetzungen heraus: Erfüllung der Benutzerbedürfnisse und Erhalt des historischen Erbes.

Zu ersterem: Angesichts der technologischen Entwicklung ist eine Planung über mehr als vier Jahre hinaus schwierig. Was aber bei uns in vielen Fällen not tut, ist das, was man in der angelsächsischen Welt *Information Commons* nennt: Wissensallmenden auf denen die Studierenden eine ausreichende Zahl an vielfältig ausgestalteten und technisch aktuell ausgerüsteten Lern- und Arbeitsplätze zur Verfügung haben, wo sie kollaborativ oder alleine tätig sein können. Zu diesem physischen Angebot und natürlich den Medien kommt ein ausgebauter Beratungsdienst, der sich nicht auf die Medienbeschaffung beschränkt, sondern Informationskompetenz vermittelt und vor allem auch technische Hilfestellung an PCs, Tablettts, Smartphones bietet. Wichtig ist auch die Verzahnung mit der Lehre, das «Einkochen» der Bibliothek auf Bachelor- und Masterstufe, um die Studierenden zu befähigen, selbständig zu recherchieren, Daten zu verwalten und korrekt zu zitieren.

Zum zweiten Punkt: Die meisten Schweizer Universitätsbibliotheken, sind auch Kantonsbibliotheken und haben damit die Verantwortung für die Medien

über ihren Kanton. Diese gilt es zu erhalten und darüber hinaus möglichst viel wichtiges historisches Schrifttum in digitale Form überzuführen und ins Netz zu stellen.

WL: Und welche Zukunftsaufgaben sehen Sie für Bibliotheken allgemein?

RB: In den dreissig Jahren, in denen ich im Bibliothekswesen tätig war, hat man immer mal wieder den Tod dieser Institutionen ausgerufen. So weit absehbar werden sie aber weiterhin die folgenden Grundfunktionen erfüllen:

1. Bereitstellung eines ausgewählten und qualifizierten Medienbestands; eine Auswahl aus der Masse der erhältlichen Informationen, teilweise mit Bezug zur Lehranstalt oder dem Sprengel, dem die Bibliothek angehört. Dabei dürfen die Benutzer durchaus eine Mitverantwortung übernehmen: Mit der Patron Driven Acquisition gibt man ihnen die Möglichkeit, aus einem elektronischen Grundangebot selbst auszuwählen, was sie nutzen möchten.
2. Damit verbunden ist die Subventionierung von Informationen. Qualitativ anspruchsvolle Medien und Informationen werden in vielen Fällen ihren Preis behalten. Hier springt die öffentliche Hand durch Bibliotheken für ihre Bewohner ein.

3. Lotsentätigkeit im Meer der Information, d. h. Beratung in Bezug auf Medien, Mediennutzung und Technik.
4. Langzeitarchivierung von Informationen in Print- und digitaler Form im Dienste der Öffentlichkeit.
5. Ort der Begegnung des kulturellen Austausches, des gemeinsamen Lernens und Arbeitens im Sinne des «Dritten Orts» zwischen dem Zuhause und der Arbeitsstätte.

Öffentliche Bibliotheken werden wohl stärker unter Druck kommen. Viele unter ihnen sind aber erfolgreich dabei, den zuletzt genannten, fünften Punkt zu realisieren und eine wichtige Rolle als lebendige Kulturzentren zu spielen. Holländische und skandinavische Bibliotheken machen uns das vor, z. B. die Openbare Bibliotheek Amsterdam.

Ist aber einmal ein grosser Teil des Weltwissens in digitaler Form erreichbar, vielleicht sogar strukturiert, kann es durchaus sein, dass sich die Institution Bibliothek nach gut 5 000 Jahren des Bestehens überlebt hat und ihr allenfalls noch Archivaufgaben zukommen. Im Moment sehe ich dieses Ende aber noch nicht.

WL: Herzlichen Dank für das Interview! ■